

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



19. Jahrgang 1919. 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5

Nr. 12.

Der Glückspilz.

Von Georg Nibel, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten)



Das Promenadendeck des Afrikadampfers war noch leer, denn eben erst stieg die Sonne rosigrot golden schimmernd aus den kühlen Fluten. Blitzschnell verteilten sich Dunst und Nebel. Ein frisches Lüftchen milderte die trotz der frühen Stunde tropische Wärme.

Ein junger Herr kam behend die Treppe herauf. Die dumpfe, drückende Schwüle in der Kabine hatte ihn nicht länger schlafen lassen. Dafür entschädigte ihn das wundervolle Bild, das sich jetzt seinen Blicken bot, voll und ganz. Der Himmel war von seltener, stahlharter Bläue. Sarte milchweiße Wölkchen scherzten mit dem Winde, der sie vor sich herjagte und oft tüchtig zerzauste. Auch mit dem Meer trieb der übermütige Gesell sein Spiel. Er zerwühlte die smaragdgrüne Fläche: langgestreckte runde Wellenleiber überstürzten sich, ihre weißgekrönten Schaumköpfe zersprangen zu Milliarden funkelnder und glitzernder Diamanten.

Bei diesem Vergleich griff sich Walter Dornhoff mit zufriedenerm Lächeln an die Brust, wo wohlverwahrt in einem Ledertäschchen einige Duzend wirklicher, ungemein wertvoller Diamanten ruhten. Ja, er durfte mit sich und seinem Schicksal zufrieden sein!

Vor Jahresfrist als gescheiterte Existenz nach Afrika ausgewandert, hatte er mit dem Gelde, das eine Familiensammlung für ihn aufgebracht, eine Farm gekauft. Bald aber mußte er einsehen, daß dies ein großer Mißgriff gewesen. Auf dem elenden, ausgedörrten Boden wollte nichts wachsen, nicht mal Futter für die bescheidensten aller Tiere.

So unerhört war nun der Glücksfall, der dann eingetreten, daß er sich oft fragen mußte, ob es auch Wahrheit sei und er nicht am Ende nur geträumt habe. Der schlechte, so oft verwünschte Boden der Farm barg einen Schatz — Diamanten!

Sieberhaft und in aller Heimlichkeit hatte er gearbeitet. Unerhört reich war die Ausbeute gewesen, um aber auf einmal wieder gänzlich aufzuhören. Doch er hatte genug. Er übertrug die Farm einer Gesellschaft, nachdem er sich seinen Anteil am etwaigen Gewinn gesichert.

Jetzt befand er sich schon einige Tage auf dem Dampfer und näherte sich langsam, aber stetig der Heimat.

Der Klang einer wohlbekanntenen süßen Stimme entriß ihn plötzlich seinen Gedanken. Erfreut blickte er auf die junge schöne Witwe, die sich ihm mit fröhlichem Lachen näherte. Beim ersten Diner auf dem Dampfer hatte er sie kennen gelernt. Ein Zufall fügte es, daß sie zusammen saßen. Als einzige Dame wurde sie natürlich von allen Passagieren bewundert und umschwärmt. Und wer einmal in diese dunklen, unergründlich tiefen Augen geblickt, der mußte gar kein Herz haben, wenn er sich nicht Hals

über Kopf in dieses bestrickende, Schönheit und Anmut ausstrahlende Wesen verliebte. Daß sie Witwe war und allein reiste, konnte ihren Zauber nur erhöhen. Walter Dornhoff schmeichelte und beglückte es daher nicht wenig, sich von ihr vor allen andern bevorzugt zu sehen.

Lange und innig küßte er ihre Hand, erkundigte sich nach ihrem Befinden. Ob auch sie die Hitze in der Kabine von ihrem Lager gescheucht.

Aber ehe sie antworten konnte, vernahmen beide einen seltsam schlürfenden Schritt auf der Treppe. Ein von einem dichten Bart umrahmtes Gesicht erschien über der Öffnung, ein prüfender Blick streifte das junge Paar. Ein kurzer, steif erwidertter Gruß, dann humpelte der Störenfried — er hatte ein lahmes Bein, das er beim Gehen nachzog und das dadurch das eigentümlich schlürfende Geräusch verursachte — vorüber.

„Ich glaube gar, der Kerl hat es auf meine Diamanten abgesehen!“ rief Walter Dornhoff ingrimmig, als jener außer Hörweite.

„O“, erwiderte die Witwe interessiert, „so ist es also wahr, Sie sind ein kleiner Diamantenkönig! Da ist es aber furchtbar leichtsinnig von Ihnen, die Steine bei sich zu tragen. Nehmen Sie sich nur recht in acht. Mir ist es auch schon aufgefallen, daß dieser Mensch Ihnen überall nachschleicht!“

Walter Dornhoff war ernstlich erschrocken. Hätte er doch die Steine bereits an Land verkauft und den Erlös bei einer Bank eingezahlt! Aber seine lebhafteste Begleiterin wußte schnell die Anmutswolken von seiner Stirn zu vertreiben. Und dann läutete die Frühstücksglocke.

Immer intimer wurde während der langen Überfahrt der Verkehr zwischen ihnen. Um täglich ein paar Stunden unbelästigt durch neugierige, aufdringliche Menschen verplaudern zu können, nahmen sie den Nachmittagskaffee in seiner Kabine ein, die natürlich die eleganteste des ganzen Dampfers war. Aber die Furcht, seines Schatzes beraubt zu werden, vergällte ihm die Freude an allem, auch an diesem traulichen Beisammensein. Es war ihm zur fixen Idee geworden, daß nicht nur der Mann mit dem Humpelbein, nein, daß sämtliche Leute auf dem Dampfer — jedoch mit einer Ausnahme: die schöne Witwe — nur sannten und trachteten, sich in den Besitz seiner Diamanten zu setzen. Des Nachts traute er sich trotz verriegelter und verrammelter Tür nicht mehr zu schlafen, gewaltsam hielt er sich wach. Abermüdet und mit zerrissenen Nerven sehnte er das Ende der für ihn so qualvollen Fahrt herbei.

Endlich winkten als ein dunkler Nebelstreif am fernen Horizont die Küsten der Heimat. Zum letzten Mal saßen sich Walter Dornhoff und seine treue Freundin in der behaglichen Kabine gegenüber. Träumerisch blickten sie dem Rauch ihrer Zigaretten nach.

Da überwandt ihn die Müdigkeit Die Lider fielen ihm zu, er schlummerte ein.

Mit jähem Erschrecken erwachte er. Angstlich blinzelte er zu der Witwe hinüber. Doch diese rauchte ruhig ihre Zigarette weiter. Sie schien sein Einschlafen gar nicht bemerkt zu haben. Es hatte wohl nur einen ganz kurzen Augenblick gedauert, denn auch die Zigarette zwischen seinen Fingern brannte noch.

Die Zigarette im Mund verließen sie gleich darauf die Kabine. Er sah nicht, daß in dem Aschenbecher zwei andere Zigaretten leise glimmend verkohlten. —

Der Dampfer hatte im Hafen angelegt. Walter Dornhoff fühlte wieder festen Grund und Boden unter seinen Füßen. Es war ihm lieb, daß er seine Reisegefährtin, die ihm zuletzt schon etwas unbequem geworden, beim Aussteigen aus den Augen verloren.

Im Hotel wollte er sich umkleiden. Da vermißte er das Täschchen mit den Diamanten.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Wie eine Vision sah er plötzlich die schöne Witwe während seines Schlummers in der Kabine ihm die Steine entwenden. Sie hatte zuerst ihre und seine Zigarette in den Aschenbecher geworfen und nach vollbrachter Tat sich und ihm eine neue angesteckt. So konnte er glauben, höchstens ein paar Sekunden geschlafen zu haben. Wunderbar, daß er den Verlust des Täschchens nicht gemerkt und auch keinen Verdacht geschöpft, als er bei der Rückkehr in die Kabine die beiden halbverkohlenen Zigaretten im Aschenbecher vorgefunden.

Ein Auto brachte ihn in rasender Fahrt nach dem Polizei-Präsidium. Der Kriminalkommissar, dem er seine Sache vortrug, versprach ihm, sofort alle nötigen Schritte einzuleiten.

Kaum wieder im Hotel, erhielt er telephonischen Bescheid, sofort zurückzukommen.

Fieberhaft wurde seine Spannung. Eine Ewigkeit dünkte es ihm, bis er endlich das Zimmer des Kommissars wieder betreten konnte.

Auf einem Stuhl saß dort, seelisch völlig gebrochen, seine Reisegefährtin. Sie hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Krampfhaftes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Neben ihr stand ein feingekleideter fremder Herr, der, von ihrem Kummer unberührt, auf sie herabsah. Der Kommissar aber betrachtete das Ledertäschchen mit den kostbaren Diamanten, das vor ihm auf dem Tisch lag.

Die Witwe gestand die Tat ein. Walter Dornhoff erhielt sein Eigentum zurück und verließ in glücklichster Stimmung zusammen mit dem fremden Herrn das Polizei-Präsidium.

Auf der Straße klopfte ihm dieser auf die Schulter und redete ihn an:

„Sie erkennen mich nicht. Warten Sie einen Augenblick.“ Damit nahm er eine von einem dichten Bart umrandete Maske aus seiner Rocktasche und hielt sie sich vor das Gesicht. Zugleich wurde plötzlich sein Bein steif, humpelnd, mit schlürfendem Geräusch zog er es nach. Jetzt erkannte ihn Walter Dornhoff. Es war derselbe, der ihm auf dem Dampfer so große Furcht um seine Diamanten eingejagt.

„Ich verstehe nicht“, rief er völlig fassungslos, „Sie sind es?“

„Ja“, erwiderte der Fremde, die Maske einsteckend und wieder mit gesunden Beinen leicht und elastisch dahinschreitend, „Sie vermuten ganz richtig. An dem Benehmen der angeblichen Witwe hatte ich das Gelingen ihrer Absicht gemerkt, und daher veranlaßte ich ihre Verhaftung. Ohne mich hätten Sie Ihre Diamanten vielleicht nie mehr, jedenfalls aber nicht so schnell wiedergesehen.“

„Wie kamen Sie aber dazu, mich während der ganzen Überfahrt zu beobachten und mir überall nachzuschleichen? Man könnte ja fast glauben, Sie wären zu meiner Sicherheit engagiert gewesen.“

„Sie irren, mein Herr. Nicht Ihnen bin ich nachgeschlichen, sondern — meiner Frau.“

„Ihrer Frau?“

Walter Dornhoff machte ein recht dummes Gesicht. Ein feines Lächeln spielte um den Mund des Fremden, als er fortfuhr:

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Die Dame, die sich Ihnen irgend einer Laune wegen als Witwe ausgab, ist meine Frau. Obwohl sie alle Eigenschaften besitzt, einen Mann glücklich zu machen, lebte ich mit ihr in denkbar schlechtester Ehe. Schon lange sehnte ich mich danach, die Fesseln zu sprengen. Hatte ich doch hinreichend Grund, an ihrer Treue zu zweifeln. Aber mir fehlte der Beweis. So ließ ich sie bereitwillig allein nach Afrika reisen, um dort Verwandte zu besuchen. Aber in den verschiedensten Verkleidungen folgte ich ihr überall hin. Zu meinem Bedauern mußte ich dabei auch Ihnen lästig fallen.“

„O, mein Herr, ich bin Ihnen ja so unendlich dankbar. Wissen Sie auch, daß die Diamanten ein Vermögen wert sind? Sie werden mir erlauben, mit einem Teil des Erlöses meine Schuld zu begleichen.“

„Nichts davon! Sie haben Ihre Diamanten — ich habe meinen Scheidungsgrund. Denn niemand wird mir zumuten können, mit einer Diebin und Hochstaplerin zusammen zu leben. Wir sind also quitt!“

„Nein, das ist wirklich mehr Glück, als ich verdiene!“ rief Walter Dornhoff mit ehrlicher Überzeugung.

„Was wollen Sie“, sagte der Fremde, ihm die Hand zum Abschied reichend, „Sie sind eben ein Glückspilz.“



Parabel.

Ich kannte einen Kuckuck, der auf sein Geplärz sich viel zugute hielt. —

An einem Sommerfreudentag surrt' einst die Jungfer Lerche an ihm, der sehr blasiert in niedre Zweige schielt, vorbei und grüßt ihn, wie es ihre Art, recht herzlich.

Der Kavalierr Kuckuck ihr drauf erwidert: „Gnädigste, ist es nicht schmerzlich,

daß unser König, woll'n wir sagen Majestät, hat Ihnen nur ein sogenanntes Chaos von Gezwitzchertönen in Ihre Kehle reingelegt. —

Sehn Sie zum Beispiel mich!

Sie werden doch ganz sicherlich

darin mit mir der gleichen Ansicht sein,

daß meine Sprache, dieses edele „Kuckuck“, bei weitem eleganter und scharmanter klingt, ich möchte sagen: fein.“

„Mein Herr“, gibt drauf die Lerche ihm zurück, „was Sie so singen, ist ganz schön,

jedoch bin ich mit meiner Gottesgabe wohl zufrieden, zumal ich darf, wenn noch die ganze Welt hinieden im Schlummer liegt, mich lustig in den Himmel zu der Sonne schwingen

und dort das Lied, das mir der Herrgott hat in bester Stund' beschieden,

bunt durcheinander ohne jeden Mißklang und mit tiefster Liebe singen.“

Philipp Gäbler, Wiesbaden.

Die Fleischversorgung in der guten alten Zeit.

Kulturgeschichtliche Studie von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten)

Seit dem 14. Jahrhundert wurde die Grundherrschaft über das Wild im Walde und die Fische im Wasser ausgesprochen. Aber was damals unsere Ahnen, frei zu jagen und zu fischen gewohnt, als eine starke Einschränkung und Verkürzung ihrer bisherigen Freiheiten empfanden, möchten wir uns heute zurückwünschen! Es wäre ein Leben wie im Märchen. Denn man ging bei Weitem nicht mit der vollen Schärfe des Gesetzes vor, die wir heute bei allen Geboten und Verboten gewohnt sind: es war unseren Vorfahren immer noch innerhalb gewisser „Anstandsrennen“ möglich, sich mit einem Gericht Fische, und wenn sie Glück hatten, auch mit einem ansehnlichen Braten zu versorgen. So lesen wir im Selterser Weistum: „Sieng ein lehenmann mit seinen sensen im velde und führe mit seine pfluge und liefe ein rüde mit ihm und stünde ein wildtier uf und sieng es der lehenmann mit seinem rüden, der möcht es behalten und eßen und nicht verkaufen.“ Und im Obernauer: „Item kann auch ein burger kind einen hafen gefahen mit einem hunde oder ein swein, das soll im kein herre weren, sofern das er den Sweinskopp meinem herrn von Siegenhain schidet kein Siegenhain“. . . . Sonst ist von „Braten“ des kleinen Mannes nicht viel die Rede. Aber einen Boten oder einen Fronsmann, der seine schuldigen Leistungen entrichtete, ließ man selten ohne eine kleine Wegstärkung wieder gehen. So heißt es denn auch einmal: „wann der fischer die fisch in den Amthof bringt, so soll im die ammanin geten einen guten Leib: were aber, daß er den dienst beferte (mehr brächte, als er nötig hat), so soll sie milt sein und im einen rindspraten geben“.

Im Mittelalter briet man die Tiere gern im Ganzen: seltener in der Pfanne, zumeist am Spieß. So wurden bei den Kaiserwahlen in Frankfurt a. M. bekanntlich auf dem Römerberge ganze Ochsen am Spieße gebraten. Davon war auch an „kleineren“ Bratenstücken noch etwas zu merken. „Und soll das fleisch an zweien enden raden über der schüssel bord vier finger breit“, heißt es im Hausberger Dinghofrecht, und ein andermal, im Lorscher Wildbann vom Jahre 1423 ist gleich von zwölf Braten die Rede: „Wer eine hube erbaumt (antritt), der soll dem herrn zwifältige zins geben, und den hübnern ein eimer wins, des besten, der do feil ist, und 12 braten, die jedweder sieht ein faust hoch über die schüßeln gehn und vier scheinbrot mit acht zippen“. Solch ein Braten der guten alten Zeit sollte sich also nicht in der Schüssel verstecken.

Besonders wichtig war natürlich die Fleischversorgung in den Städten. Anfangs trieben da wohl überall die Bürger neben ihrem Handwerk auch noch Landwirtschaft, aber hin und wieder entstanden wegen der Fleischversorgung doch Schwierigkeiten. So schlugen in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fast in ganz Deutschland die Fleischpreise aus unbekanntem Gründen in ganz ungewöhnlicher Weise auf. Ein Augsburger Chronist berichtet darüber vom Jahre 1439: „In den Zeiten war großer Mangel an fleisch, an schweinernem und an rindernem, und waren die Metzger sehr hochmütig und besonders mit Schweinefleisch, und gaben den Leuten üppige Worte. Das verdros den Rat: man sandte oft zu ihnen, sie sollten gedenken, daß man fleisch genug hätte und den Leuten nicht üble Worte geben. Auch erlaubte man ihnen, das fleisch für 5 heller zu geben, statt wie vordem für 2 Pfennige. Was man auch mit ihnen reden mochte, das alles half nichts“. Da griff der Rat die Sache energischer an. Er hielt eine Sitzung ab und wurde dahin schlüssig, daß künftighin jedermann an zwei Tagen der Woche selbst schlachten und fleisch zu Markt bringen durfte, außerdem wurde den Bäckern, die in jener Zeit vielfach Schweinezüchterei betrieben, aufgegeben, ihre Schweine zu schlachten. Auch in Basel setzte der Rat damals Höchstpreise für alle fleischwaren ein, die allerdings für das Pfund Rindfleisch nur 2 Pfennige betragen! Gleichzeitig begann dort eine

scharfe Polizeiaufsicht. Alles verdächtige fleisch warf der Büttel in den Rhein. Das erinnert an eine eigenartige noch weit ältere diesbezügliche Bestimmung im Ortsstatut von Remda, die dahin lautet: „wer da hanet finniq fleisch, der sol treten bei Gümther Brentings fenster (eine Art Prangersehen), wolt er aber da nicht stehen, so soll man in pfänden um 5 schilling.“

Auf andere Weise half man sich in Dresden. Als auch dort die eingessenen fleischer den Verkauf einstellten, weil sie mit den ihnen vom Räte angewiesenen Ständen nicht zufrieden waren und dadurch einen Aufstand hervorriefen, ließ Kurfürst Friedrich der Sanftmütige Landfleischer aus dem nahen Städtchen Dohna — dem Stammort des Helden-Kommandanten der „Möwe“ — kommen und erteilte ihnen ein Privileg, betreffend die Abhaltung eines freien fleischmarktes in Dresden, „damit ein jeglicher Inwohner, arm und reich, wenigstens einmal in der Woche mit fleisch desto baß versorgt werden möge“. Diese auswärtigen fleischer sollten nach den Bestimmungen der darüber am Allerheiligentage des Jahres 1463 auf dem Schlosse zu Meissen ausgestellten Urkunde nur frischgeschlachtetes, anderweit noch nicht feilgebotenes, ungefülltes Vieh zu Markte bringen, und zwar mußten sie das Pfund fleisch um einen Pfennig billiger abgeben, als die Tare war: wer von ihnen am Osterfonnabend kein fleisch in die Stadt brachte, durfte zur Strafe dafür das ganze Jahr hindurch nicht herein. Dieses Vorrecht der Dohnaer fleischer, das sie zuletzt in den fleischbänken unter der Säulenhalle des Dresdener Gewandhauses ausübten, wurde erst vor wenig Jahren gegen Zahlung einer halben Million Mark abgelöst.

Eine andere sächsische Verordnung vom Jahre 1522 brachte unseren Vorfahren eine Beschränkung, die sich mit unseren fleischlosen und fettarmen Tagen vergleichen läßt, indem sie — ausgerechnet für alle Sonn- und feiertage — den Genuß der so beliebten Brauwürste verbot. Wer sich dem widersetzte, wurde mit Haft bedroht, und daß man es damit ernst nahm, beweist folgendes landesherrliche Reskript an den Rat der Stadt Oshag: „Liebe Getreue! Nachdem der Baccalaureus infimus uf der Schule bei euch an verschinen Sankt Johannistage Bratwürste gegessen haben soll, begehren wir ernstlich an euch entpfehlend, daß ihr denselben Baccelauren alsbald gefänglich annehmt und ihn anher wohlverwahrt schidet, auch mit der sachen dermaßen ins geheim gehet, daß er nit verwarnet werde oder entkomme.“

In Süddeutschland führte man ein Menschenalter später auch in protestantischen Orten das „fasten“ wieder ein. Im Jahre 1555 ordnete dort die fleischordnung der Genossenschaft der Rarvenmünze, die ursprünglich Vorderösterreich und die Städte Basel, Kolmar, Freiburg und Breisach umfaßte, wegen des „allenthalben merklichen mangels an fleisch“ an, „daß man das fleisch in der fasten und zue anderen tagen, an denen man sich desß von altenther endhalten hat, meyden und kein fleisch aufhawen noch verkauffen soll.“ Nur Greisen, Kranken und Wöchnerinnen durfte fleisch verabreicht werden. Im Jahre 1533 hatten auch schon die bayerischen Kreisstände es als einen großen Abelstand erklärt, daß der gemeine Mann täglich fleisch esse und namentlich in den Wirtshäusern Gesottenes und Gebratenes verzehre, und man verfügte deshalb, daß jedermann zwei bis drei Tage in der Woche sich des fleischgenusses zu enthalten habe: kein Wirt sollte außer den Hauptmahlzeiten fleisch oder gefochte Speisen geben, sondern nur Käse, Brot und Obst. In Straßburg ordnete im Jahre 1573 der Rat infolge bedenklichen fleischmangels sogar an, daß „man von dem Eschenmittwoch (Mitternachtsmisch) an bis uf donnerstag nach palmarum kein fleisch verkauffen oder aufhawen, auch das man dieser zeit und durch das ganz jar an freytagen und sambstagen in offenen herbergen, uff gemeynen stuben oder in anderen öffentlichen

gesellschaften und zechen gemeynlich nit speisen solle". Aber das alles nützte freilich wenig. Und als man dem Rat den Vorwurf machte, daß er nicht streng genug auf die Befolgung dieser Bestimmung achte, behauptete er das Gegenteil, aber „den Bürgern zu verwehren, an den fleischlosen Tagen zu Hause fleisch (das sie selbst eingeschachtet hatten) zu genießen, sei unmöglich!

Der guten, zuverlässigen Zubereitung von Würstwaren ließen die städtischen und landesherrlichen Obrigkeiten von jeher ebenfalls eine besonders sorgfältige Aufsicht angedeihen. Überall hielt man streng auf gute, reine Würstfülle. Dieselbe durch Zutaten von Rindfleisch oder Schweineschwartzen zu „streden“, war durchaus nicht gestattet. So sagt z. B. das Meraner Stadtrecht; „Die fleischhacker sullent auch keine Würst nicht machen, dann mit dem fleisch, daz von dem Swine kommen ist“, und in

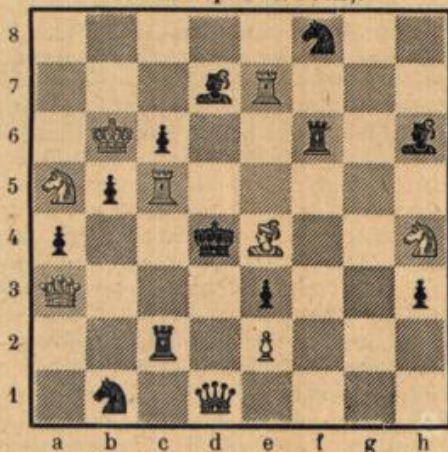
Nürnberg wurde mit Entrüstung festgestellt, daß es „immer etlich gab, die sich unterstanden, Küewürst (Kuhwürste) zu machen und darin nichts anders dann Klüelungen und Lebern zu thunde“. Dort richtete die Obrigkeit ihr Augenmerk sogar auf die Güte der Därme und forderte, daß die fleischhauer „zu den Pratz und andern Würsten ander Darm nit nehmen oder geprauchten, dann sweinin Darm oder junf rinderin, die nicht eingesalzen sind“. Aus diesen Beispielen ergibt sich, daß die Behörden im deutschen Vaterlande schon in weit zurückliegender Zeit bemüht waren, die fleischfragen in zweckmäßiger und befriedigender Weise zu lösen. Die fleischversorgung war ja auch wohl früher noch wichtiger als heute, denn man aß damals — Kartoffeln und viele andere Gemüse, die wir täglich auf unjerem Tische sehen, gab es noch nicht — viel mehr fleisch als jetzt.

Spiele und Rätsel.

Schach.

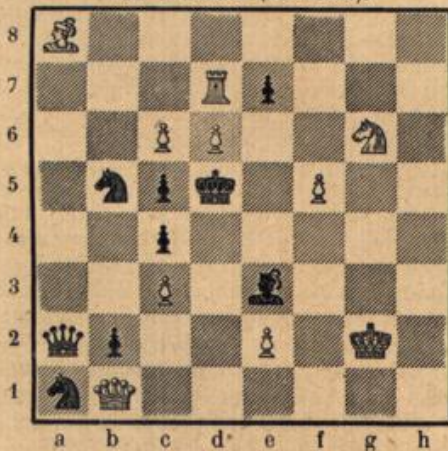
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

58. E. Zepler (I. Preis).



Matt in 2 Zügen.

59. J. Scheel (II. Preis).



Matt in 2 Zügen.

60. H. v. Gottschall (III. Preis).

Weiß: Ka4, Dd2 Tb7, Ld4, Be4, f6, f7;
Schwarz: Kf8, Sg6, Ba5, e5, g7. (Matt in 2 Zügen.)

61. Otto Fuß.

Weiß: Kd8, Dd3, Ba3;
Schwarz: Ka4, Bb6. (Matt in 3 Zügen.)

Nr. 58, 59 und 60 sind die drei preisgekrönten Stücke aus der Zweizügerabteilung des Problemturniers, das der bekannte, hervorragende Schachkomponist Otto Fuß-Hannover in diesem Jahre veranstaltet hat. Die beiden ersten Nummern zeichnen sich durch reichen Inhalt aus, während die dritte Nummer besonders fein zugespitzt ist und die Meisterhand v. Gottschalls erkennen läßt. Der Dreizüger, ein leichtes und nettes Stück, entstammt einer Sammlung Kompositionen von Otto Fuß.

Partie Nr. 16.

Weiß: Dr. M. Vidmar;
Schwarz: Josef Edler v. Kleinmayr.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0, Le7; 6. Te1, b5; 7. Lb3, d6; 8. c3, Lg4; 9. d4, 0-0; 10. Le3, Tfe8; 11. Sd2, d5; 12. h3, Lf3; 13. Df3, d5×e4; 14. Sde4, e5×d4; 15. c3×d4; Sc6×d4; 16. L×d4, D×d4; (der beutegierig verschlungene Bauer macht Schwarz sofort V-rdauung-schmerzen); 17. Se4-g5!!! (Vernichtend.) — Schwarz zog noch c7-c5, um nach Sf7 auf c4 zu ziehen, aber Weiß wahrte seinen Vorteil und bewies sofort, daß entscheidender, materieller Nachteil für Schwarz nicht mehr zu vermeiden war. Dieses gab denn auch nach dem 19 Zuge auf. — Wir bringen die Schlußzüge in der nächsten Nummer, um den Schachfreunden Gelegenheit zu geben, die Stellung zu prüfen und die nächsten Züge selbst zu finden.

Lösungen.

Nr. 51. 1. Sf6, Lb5 (ab) 2. Se8; 1., La2 (b3) 2. Sd7; 1., Lf1 (e2) 2. Sh5; 1., Ld5, 2. Se8; 1., Ld3, 2. Dd3: („Ein bedeutendes, eindrucksvolles Problem.“) — Nr. 52. 1. La4. — Nr. 53. 1. Ke3, T×e7+, 2. D×e7, Sf5+ Damenverlust und Schwarz gewinnt. — Richtige Lösungen gingen ein von den Herren: F. S., A. Dl., F. Temme zu allem, Ph. B. und Max Deubert zu 51 und 52, C. B., W. St. zu 52, C. Gr. zu 47-53.

Rätselhafte Inschrift: „Der Eremit.“



Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 11.
Was dich nicht brennt, das blase nicht.